

Leseprobe aus:

Andree Hesse

Die Schwester im Jenseits



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

DER LEERE RAUM (LEICHTE BEUTE)

I

Provinz Dohuk, Irak, März 1987

Am Anfang war der Tod nur ein Wort. Als kleines Kind glaubte Nasira, das Leben höre nie auf. Obwohl sie wusste, dass sie einmal einen Bruder gehabt hatte. Er war auf eine Mine getreten und langsam verblutet, weil der einzige Arzt weit und breit zur Armee gehörte und nicht kommen wollte. Aber damals war sie noch viel zu jung gewesen, um zu begreifen, was es bedeutete.

Als Nasira zehn Jahre alt wurde, hatte der Vater gesagt, sie solle tapfer sein, und war mit einigen anderen Männern des Dorfes in die verschneiten Berge gezogen. Nasira hatte gehört, dass er gegen die Armee kämpfen wollte, dass er ein Peshmerga geworden war, einer, der dem Tod ins Auge sieht, und das war schon mehr als nur ein Wort.

Während der Vater verschwunden blieb, kam seine jüngste Tochter auf die Welt, bei deren Geburt die Mutter fast gestorben wäre. Wie zum Trotz nannte sie das Kind Jian: *Leben*. Doch Nasira hatte nicht nur dieses kleine hilflose Bündel in den Armen gehalten, sie hatte auch die Todesangst in den Augen der Mutter gesehen. Von da an verband sie mit dem Wort ein Gefühl.

Und im selben Jahr, nur wenige Tage vor dem Neujahrsfest, bekam der Tod für sie auch ein Gesicht.

Die Sonne stieg gerade über die zerklüfteten, baumlosen Grate der Berge, und es war noch sehr kühl, als sich Nasira zum letzten Mal von ihrer Mutter verabschiedete. Wie jeden Morgen ging sie zu ihrem Onkel, der schon auf sie wartete. Mit einem Ast durfte sie den Leithammel durch das Gatter treiben, dann setzte sich die Herde in Bewegung und folgte ihm über den steinigen Weg hinauf in die Gärten.

Der Onkel, ein kleiner, gebrechlicher Mann, zog, seit Nasira denken konnte, sein rechtes Bein nach. Er war eigentlich ein heiterer Mensch, der gerne ausschweifende Geschichten erzählte und in dessen Gegenwart sich das Mädchen wohl fühlte. Doch manchmal konnte er unbeherrscht sein, und da er an diesem Morgen mürrisch wirkte, betrachtete Nasira ihn vorsichtig von der Seite und hoffte, keinen Fehler zu machen.

Am Bachlauf trafen sie auf ein paar Frauen, die dort im sprudelnden kalten Wasser ihre Wäsche wuschen und stumm grüßten. Das Dorf war weithin bekannt für seine vielen sauberen Quellen, die für die Bewässerung der Gärten sorgten. Ein Stück weiter kamen die beiden an den verfallenen Hütten vorbei, in denen einmal die Seidenraupen gehalten worden waren. Früher war hier eine Seidenmanufaktur betrieben worden, hatte ihr der Onkel erzählt, aber das war lange vor Nasiras Zeit gewesen.

Dann musste Nasira loslaufen, weil sich ein Schaf von der Herde entfernt hatte und zwischen den Hütten verschwand. Unsicher schaute sie zu ihrem Onkel, aber der war schon weitergegangen. Es war immer dasselbe Schaf, das aus der Reihe tanzte. Mit ihrem Ast trieb Nasira das ungehorsame Tier zurück zu den anderen.

Hinter der schnurgeraden Allee der Maulbeerbäume, auf einer Terrasse am Hang der Berge, lagen die Gärten. Viele schmale Gräben verliefen durch die Baum- und Strauchreihen. An manchen Büscheln hingen noch Tautropfen. Ein ste-

tiges Plätschern hallte durch die Anpflanzung. Nasira ließ die Herde zwischen den Bäumen grasen und setzte sich auf einen Stein. Der Onkel aber blieb stehen und starrte in den Himmel, als würde er ihn zum ersten Mal sehen.

Der Wind kam aus nördlicher Richtung. Kühl wehte er von den schroffen Bergen herab in das weite Tal, viel zu kühl für die Jahreszeit. Über dem Bergkamm erhob sich eine bedrohliche Wolkenfront wie eine Mauer, direkt über dem Dorf aber, das wie ausgebreitet vor ihr lag, war der Himmel klar und blau. Auf einigen Höfen liefen Hühner umher, hier und dort spielten Kinder, und die Frauen am Bachlauf waren mit der Wäsche fertig und gingen zurück ins Dorf. Ihre Mutter konnte sie nicht sehen, sie war im Haus und buk Brot für das Fest. Früher wurde dabei gesungen und getanzt, wie würde es wohl in diesem Jahr werden? Nasira seufzte und sah zum Onkel hinüber. Sein Schweigen behagte ihr nicht. Irgendetwas lag in der Luft, das spürte sie.

Als es schließlich geschah, zuckte Nasira zusammen. Sie hatte ihren Blick nachdenklich in die Ferne schweifen lassen, als der Onkel plötzlich mit überraschender Behändigkeit losgestürzt war. Erschrocken teilte sich die grasende Herde vor ihm. Im ersten Moment wusste Nasira nicht, was der Onkel vorhatte. Dann sah sie das Schaf, das schon bei den Hütten ausgerissen war. Wieder hatte es sich von den anderen entfernt. Statt wie der Rest der Herde die Gräser zwischen den Bäumen abzugrasen, hatte es sich auf die Hinterbeine erhoben und knabberte die honigfarbenen Beerenfrüchte von den Zweigen eines Dattelbaums. Das Schaf war so vertieft in sein Tun, dass es den heranhumpelnden Mann nicht bemerkte. Der Onkel packte das Tier am Hals, schleuderte es zu Boden und schüttelte es, als wollte er es erwürgen.

Erst als er innehielt, ging Nasira zögernd hinüber. Das Schaf lag da, der Kopf schlug rhythmisch auf das Gras, so sehr

pochte das Herz. Der Onkel schaute schnaufend auf das Tier hinab, als wüsste er nicht, was er nun tun sollte. Und Nasira wagte nicht, das Wort an ihn zu richten.

«Es muss von der Herde getrennt werden.» Der Onkel keuchte schwer.

Nasira nickte, obwohl sie nicht genau wusste, was er damit meinte.

«Es muss von der Herde getrennt werden», wiederholte der Onkel. «Verstehst du das?»

«Ja», sagte Nasira leise. Ihr war, als hätte sie etwas Verbotenes getan und müsste nun mit einer Bestrafung rechnen.

«Die Schafe dürfen nur das Gras fressen», erklärte der Onkel. «Wenn eines anfängt, an die Bäume zu gehen, machen es die anderen nach. Dann ist die ganze Ernte ruiniert. Es muss sofort aussortiert und getötet werden.»

Das Schaf lag immer noch bebend auf dem Boden. Die anderen Tiere hatten wieder zu grasen begonnen. Der Onkel stand gebeugt da und fuhr durch sein schwarzes Haar. Nasira sah, dass seine Hand zitterte. Aber anstatt sich weiter um das Schaf zu kümmern, wandte er sich ab und setzte sich auf den Stein.

Nasira wusste nicht, was sie tun sollte. Wollte der Onkel, dass sie das Schaf fortschaffte? Musste es tatsächlich getötet werden? Verunsichert schaute sie zwischen dem Schaf und ihrem Onkel hin und her.

«Komm her», sagte er nach einer Weile.

Sie gehorchte. «Soll ich das Schaf wegbringen?», fragte sie.

«Nein. Wir schlachten es zum Neujahrsfest.» Er zeigte hinüber. «Da, es steht schon wieder auf. Setz dich zu mir.»

Tatsächlich hatte sich das Schaf aufgerappelt und trottete schnell zurück in den Schutz der Herde, als könnte es damit seinem Schicksal entgehen.

«Kennst du den Unterschied zwischen dem Newrozfest und unserem Neujahrsfest?»

Nasira schaute den Onkel an. Sie schüttelte schuldbewusst den Kopf. Nachdem sie die erste Klasse besucht hatte, war die Schule des Dorfes geschlossen worden. Es gab keinen Lehrer mehr, und auch der Pir, der alte Priester, war längst verstorben. Niemand hatte seine Rolle eingenommen. Und in die Nachbardörfer durften sie nicht gehen.

«Dann wird es Zeit. Setz dich», sagte der Onkel. Er schien sich beruhigt zu haben. «Ich erzähle dir eine Geschichte.» Als er sprach, sah er sie nicht an, sondern beobachtete die Schafe. «Vor langer, langer Zeit herrschte ein grausamer Tyrann über dieses Land, das damals Scharazur genannt wurde. Dieser Tyrann Zohak war durch und durch grausam, aber das Grausamste an ihm waren die beiden Schlangen, die aus seinen Schultern wuchsen. Sie waren so blutgierig, dass ihnen täglich die Gehirne von zwei kleinen Kindern geopfert werden mussten. Tag für Tag wurden zwei kleine Kinder den Eltern entrissen und mussten sterben, nur weil die Schlangen so gefräßig waren. Lange Jahre bangten die Familien um das Leben ihrer Kinder, bis eines Tages die Diener des Tyrannen auf die Idee kamen, wie sie wenigstens jeweils ein Kind retten konnten.» Der Onkel machte eine kurze Pause und sah Nasira an. «Sie mischten einem Kinderhirn das Hirn eines Lammes bei und schickten das gerettete Kind fort, weit weg von dem Tyrannen, hinauf in die Berge.»

«In die Berge?», wiederholte Nasira vorsichtig. «So wie mein Vater?»

Ein Auge des Onkels zuckte, dann wandte er seinen Blick wieder von ihr. «Ja, wie dein verfluchter Vater, der seine Familie im Stich gelassen hat. Mögen Gott und Tausi Melek ihn und die anderen beschützen.» Er schnaufte und fuhr fort. «Für jedes Kind, das sterben musste, ging eines in die Verbannung in die Berge. Bald waren es immer mehr, die aus der vertrauten Heimat flohen, um zu leben. Und diese vertriebenen Kinder, das sind unsere Vorfahren, weißt du?»

Nasira nickte, obwohl sie diese Geschichte zum ersten Mal hörte. Sie versuchte sich die Schlangen vorzustellen, die aus den Schultern des Tyrannen wuchsen und Gehirne von armen Kindern fraßen, aber sie sah immer nur ihren Vater vor sich. Ihren Vater, der sie verlassen hatte und irgendwo in den Bergen war und dem Tod ins Auge sah.

«Damals gab es einen Schmied, der hieß Kawe», fuhr der Onkel fort. «Er hatte schon viele Kinder verloren, acht an der Zahl. Beim neunten aber packte ihn die Verzweiflung. Kein einziges sollte mehr getötet werden. Also ging er in den Palast des Tyrannen und erschlug Zohak mit seinem Schmiedehammer.»

«Er war tot?»

«Ja, das war er», sagte der Onkel düster. «Deswegen feiern wir jedes Jahr am 21. März das Newrozfest. Unser Neujahrsfest findet dagegen erst am 1. April statt, an dem Tag, an dem sich vor Tausenden von Jahren Tausi Melek, unser oberster Engel, auf die Erde begeben hat. Das darfst du nie vergessen. Yezide zu sein ist nicht leicht, aber es ist eine gute und reine Religion.»

Er hielt inne, kniff die Augen zusammen und wandte sich zu den felsigen Bergen um. Über den Gipfeln stand noch immer die dunkle Wolkenwand. Dann hob er die Hand und lauschte. Nasira hielt verwirrt die Luft an. Sie hörte nur das Plätschern der Gräben und das Glucksen aus dem Inneren der Schafe. Doch der Onkel sprang auf.

Als Nasira aufstand und seinem Blick folgte, sah sie, wie ein großes, schwarzes Etwas aus den Wolken über den Gipfeln kam. Mit einer kurzen Verzögerung dröhnte ein dumpfer Maschinenlärm herab und hallte von den Hängen der Berge wider. Ein Hubschrauber, dann ein zweiter und ein dritter. Die Schafe stoben auseinander, Nasira und ihr Onkel blieben wie erstarrt stehen. Die Hubschrauber flogen direkt auf das Dorf zu und stiegen dicken Hummeln gleich am anderen Talende wieder auf. Innerhalb kürzester Zeit waren sie wieder

verschwunden. Unten im Dorf herrschte gespenstische Stille, kein Mensch war zu sehen, die Hühner bewegten sich nicht. Der Wind schien sich gelegt zu haben. Selbst die Schafe rührten sich nicht mehr.

Der Onkel lief humpelnd los, nach ein paar Metern drehte er sich noch einmal um. «Du bleibst hier!», brüllte er Nasira an. «Bleib hier, bis ich dich hole, hast du verstanden?» Dann eilte er hinab ins Dorf.

Nasira schaute ihm zitternd hinterher und setzte sich wieder auf den Stein. Während sie unten im Tal ihren Onkel durch die Häuser laufen sah, dachte sie an ihre Mutter und die kleine Schwester. Hinterher wusste Nasira nicht mehr, wie lange sie so dagesessen hatte. Die Zeit schien stillzustehen, die Welt um sie herum nicht zu existieren. Erst als sie einen Jeep über den holperigen Weg ins Dorf fahren sah, kehrte Leben in sie zurück.

Nasira stand auf, warf noch einen Blick auf die verstreute Schafherde und lief los. Sie hatte so großen Durst, dass sie kurz an der Quelle anhalten musste, um etwas zu trinken. Dann ging sie ängstlich hinunter ins Dorf. Kein Mensch war zu sehen. Ein paar Hühner lagen reglos auf dem staubigen Boden. Der Jeep stand vor ihrem Elternhaus. Der Soldat am Steuer grinste sie an, als sie näher kam, sagte aber kein Wort. Nasira schaute durch die geöffnete Tür. Von hier konnte sie bis in den Innenhof schauen. Es roch nach verbranntem Teig und leicht nach Knoblauch. Die Mutter saß auf dem Boden, ihr Kopf war dunkel angelaufen, und sie hustete und röchelte. Der Onkel hockte daneben und hielt ihr einen Becher hin. Vor ihnen standen drei Soldaten, bei ihrem Anblick blieb Nasira stehen.

«Wo ist er?», schrie der kleinste von ihnen auf Arabisch. Er trug eine Schirmmütze und sah aus wie ein Offizier.

«Lasst sie etwas trinken», bat der Onkel.

«Sie darf nichts trinken, habe ich gesagt», rief der Offizier. «Ich will wissen, wo ihr verfluchter Mann ist.»

«Ihr seht doch, dass sie etwas trinken muss», entgegnete der Onkel.

«Es ist Ramadan, das weißt du genau.»

«Nicht für uns.»

«Nimm dich in Acht, Ungläubiger!», rief einer der Soldaten.

Der Offizier winkte ab, hob mit aufreizender Lässigkeit ein Bein und trat mit der Stiefelspitze den Becher aus der Hand des Onkels. Das Porzellan zerschellte auf dem Boden, Wasser lief über die Fliesen. Sofort sprang der Onkel auf. Seine Fäuste waren geballt. Aber er war ein gebrechlicher Mann, und die Soldaten lachten ihn nur aus.

«Was habt ihr mit ihr gemacht?», fragte der Onkel.

«Es war nur eine Granate», sagte der Offizier achselzuckend und deutete mit dem Kinn auf die Mutter. «Sie hat Pech gehabt und das Gas eingeatmet. Man kann nichts mehr machen. Die Haut platzt auf, die Schleimhäute der Lunge und der Luftröhre lösen sich ab, und man erbricht seine eigenen Innereien.»

Der Offizier gab den Soldaten ein Zeichen, sie wichen einen Schritt zurück. Dann zog er seine Pistole hervor und richtete sie auf die schmale Brust des Onkels.

«Also, zum letzten Mal, wo ist er?»

Die Mutter schaute röchelnd auf und schüttelte den Kopf. «Ich weiß es wirklich nicht», brachte sie hervor und wurde wieder von einem Hustenanfall geschüttelt. «Tun Sie ihm nichts!», krächzte sie.

«Helft ihr doch!», flehte der Onkel.

Der Offizier sah ihn an und grinste. Mit einem Mal schwenkte er die Pistole herum und drückte ab. Ein lauter Knall hallte durch den Innenhof, und die Mutter fiel zurück auf den Boden. Augenblicklich breitete sich unter ihrem Kopf ein dunkles Rinnsal aus und vermischte sich mit dem ver-

schütteten Wasser. In einem anderen Zimmer begann die kleine Schwester zu schreien.

Nasira wollte losrennen, doch etwas bremste sie. Ihre Tante stand hinter ihr und presste sie zitternd an ihren harten, runden Bauch.

«Lasst euch das eine Warnung sein», sagte der Offizier und steckte die Waffe weg. «Wir kommen wieder, und dann werden wir das ganze Dorf auslöschen.»

Der Offizier nickte den Soldaten zu und wandte sich ab. Die Mutter lag leblos am Boden, das rote Rinnsal wurde zu einem breiten Fluss. Der Onkel stand wie versteinert da und schaute hinab. Nasiras Augen brannten. In diesem Moment wusste sie nicht, was schlimmer war, ihre Angst oder ihre Wut. Ein Teil von ihr wollte, dass ihr Vater da wäre, ihr großer und starker Vater.

Der Onkel rührte sich auch dann nicht, als die Soldaten das Haus verließen. An der Tür blieb der Offizier vor Nasira stehen. Er war klein, schon fast zierlich und wirkte jünger als ihr Onkel. Durch seine große Brille schaute er sie prüfend an. Im Haus weinte die kleine Schwester immer lauter. Als der Offizier seine Hand ausstreckte, wich Nasira zurück und spuckte auf die blankgeputzten Stiefel des Offiziers.

«Sie ist doch noch ein Kind», rief die Tante, zog Nasira weg und legte eine Hand auf den Mund des Mädchens. «Sie weiß nicht, was sie tut.»

«Aber Allah weiß es», sagte der Offizier und sah drohend die schwangere Tante an. Doch dann ging er davon und sprang zu den anderen in den Jeep. Während die Soldaten davonfuhren, spürte Nasira zum ersten Mal im Leben, wie etwas in ihr starb. Damals kam es ihr endgültig und unumkehrbar vor, aber da wusste sie noch nicht, was sie bald lernen sollte: Niemand stirbt auf seinem Weg nur ein einziges Mal.

Celle, Deutschland, Sonntag, 1. Januar 2006

Mehmed Duman blieb fast das Herz stehen. Er trat mit aller Kraft auf die Bremse, doch der Wagen schlitterte unkontrolliert über die Kreuzung und kam erst zum Stehen, als die Räder an den gegenüberliegenden Rinnstein prallten. Mehmeds Puls raste, er atmete tief durch. Wenn auf der Hauptstraße Verkehr gewesen wäre, hätte es gekracht. Und wenn es ihn dabei nicht erwischt hätte, hätte ihn mit Sicherheit sein Bruder umgebracht.

Am Morgen des Neujahrstages war die Hälfte des Schnees geschmolzen, riesige Pfützen waren zurückgeblieben. Dann war die Temperatur wieder gesunken, und die schlammigen, mit zerfetzten Silvesterböllern vermischten Schneereste waren gefroren. Jetzt, in der Dunkelheit des frühen Abends, funkelten die glatten Straßen wie Eislaufbahnen.

Mehmed hatte sich den großen BMW seines älteren Bruders Ilhan ausgeliehen. Obwohl der nach der vergangenen Nacht den ganzen Tag im Bett verbrachte und nichts davon ahnte; Mehmed hatte einfach den Schlüssel vom Küchentisch genommen und eingesteckt. Seine Mutter hatte wie immer hinter ihm hergeschimpft, aber darum kümmerte er sich schon lange nicht mehr.

Wahrscheinlich war der Wagen nicht einmal mit Winterrei-

fen ausgerüstet. Mehmed stieg aus, ging um den Wagen herum und hockte sich vor die Räder. So wie es aussah, hatten die verchromten Felgen keinen Kratzer abbekommen. Glück gehabt, denn Ilhan verstand in letzter Zeit keinen Spaß mehr. Aber es war wirklich saukalt. Mehmed schlug den Kragen seines dünnen Blousons hoch und stieg schnell wieder ein. Ehe er weiterfuhr, nahm er die neue CD von *50 Cent* vom Beifahrersitz. Mit einem leisen Zischen saugte der blinkende CD-Player die silberne Scheibe ein. Dann schaute Mehmed in den Rückspiegel; als er sah, dass immer noch kein Verkehr kam, gab er vorsichtig Gas.

Das Zittern ließ nicht nach, aber das lag nicht nur an der Kälte. Wenn er an seine Verabredung dachte, wurde ihm etwas mulmig zumute. Bis dahin war noch Zeit, deshalb fuhr Mehmed nicht direkt in die Innenstadt, sondern auf den Ring und dann nach Süden. Er hatte Lust, mal wieder durch das Viertel zu fahren, in dem er aufgewachsen war. Die Scheinwerfer strichen über den glitzernden Asphalt. Mehmed presste sich in den Ledersitz und lauschte den harten Beats von *The Massacre*, die den gesamten Wagen zum Erzittern brachten. Die CD war das Erste, was er sich gekauft hatte, als er kurz vor Weihnachten aus Göttingen nach Celle zurückgekehrt war. Ein Mithäftling hatte ihn darauf aufmerksam gemacht. Die Texte verstand er nicht richtig, aber die harte Musik gab ihm das Gefühl von Stärke.

Er bog vom Ring in die Neustadt ein und fuhr langsam zwischen den alten Backsteinhäusern hindurch. Nichts hatte sich verändert, er sah aber niemanden, den er kannte. Eigentlich wäre Mehmed am liebsten in Göttingen geblieben. Im offenen Strafvollzug hatte jeder Häftling seinen eigenen Schlüssel gehabt und musste entweder zur Schule oder zur Arbeit gehen. Mit achtzehn Jahren hatte Mehmed dort seinen Hauptschulabschluss nachgemacht, woran er früher immer wieder ge-

scheitert war. Als Volljähriger hatte man bis neun Uhr abends Ausgang. Der Knast war mehr oder weniger eine Jugendherberge gewesen. Wenn man Probleme hatte, sprachen die Leute das mit einem durch, sogar bei den Schulaufgaben gab es Hilfe. Er hatte wirklich eine gute Zeit in Göttingen gehabt. Zum Beispiel war er in seinem ganzen Leben noch nie Skilaufen gewesen, dort aber waren sie alle zusammen in den Harz gefahren. Irgendwie betrachtete es die Anstaltsleitung jedoch als besondere Belohnung für seine gute Führung, dass er zu Weihnachten und Silvester nach Hause zurückdurfte. Dabei hatten diese Feste keinerlei Bedeutung für seine Familie. Selbst die Moslems feierten den Jahresbeginn nach dem christlichen Kalender, nur seine Leute nicht. Wenn Mehmed als Kind gefragt hatte, warum das so sei, hatte er zur Antwort bekommen: Weil Gott der Allmächtige es so will. Und bei der nächsten Frage hatte es Schläge gegeben.

Am Ende der Neustadt fuhr Mehmed unter der dunklen Bahnhofsbücke hindurch. Als er auf der anderen Seite vor der Ampel halten musste, zuckte er zusammen. Auf dem Bahnhofplatz standen mehrere grüne Mannschaftswagen. Automatisch drehte er die Musik leiser und knabberte an den Fingernägeln. Was machten denn die ganzen Bullen in Kampfklamotten dort? Was war da los? Irgendeine Großrazia? Aber außer den Polizisten war niemand zu sehen. Mehmed versuchte, sich zu entspannen. Lächerlich, dass er immer gleich ein schlechtes Gewissen bekam, doch seit einiger Zeit ließ es ihn nicht mehr los.

Mehmed war nach Göttingen gekommen, weil er einige Vorstrafen wegen Körperverletzung angesammelt hatte und schließlich auch noch wegen Drogenhandels aufgefliegen war. Damals war er völlig durch den Wind gewesen. Besonders nach Laylas Tod, an dem er sich die Schuld gegeben hatte. Er hätte sie nicht im Stich lassen dürfen, als sie mit den Drogen

aufgehört hatte, aber jetzt wusste er, dass er nicht allein verantwortlich war. Die Frage war nur, wie er mit dieser neuen Information umgehen sollte. Jedenfalls wollte er in Zukunft nichts mehr mit dem Zeug zu tun haben. Obwohl er völlig pleite war und zumindest für den Übergang ein bisschen Kohle brauchte. Schon im Herbst hatte er sich vom Knast aus auf einige Lehrstellen beworben, als Automechaniker oder Schlosser, es war aber nichts dabei herausgekommen. *Wir stellen dieses Jahr keinen ein, wir brauchen niemanden, die Stelle ist schon besetzt, tut uns leid.* Bei einer Firma hatten sie ihn eingeladen, aber gleich an der Tür wieder weggeschickt. Jetzt musste er bis zum nächsten Sommer warten, um es wieder zu versuchen. Außerdem brauchte er endlich eine eigene Wohnung. In dem neuen Haus seiner Familie war zwar genug Platz, trotzdem fühlte sich Mehmed dort nicht wohl. Selbst seine Schwester hatte sich verändert, sie ging eigene Wege, und seine Eltern ließen ihren Frust an ihm aus.

Als die Ampel grün wurde, fuhr er langsam weiter und drehte die Musik wieder lauter. Obwohl er sein ganzes Leben in Celle verbracht hatte – jedenfalls das Leben, an das er sich erinnern konnte –, wusste er nun nicht, was er hier tun sollte. Die Freunde, die er noch hatte, würden ihn am Ende nur wieder in den alten Sumpf ziehen. Er konnte wieder zum Fußballverein gehen, aber der Trainer hatte seine Position neu besetzt. Vielleicht ging er trotzdem hin und zeigte allen, wer der beste Mittelstürmer war.

Da er schon einmal hier war, konnte er auch eine Runde durch die Altstadt drehen. Trotz der Kälte ließ er das Fenster runter, damit die Musik hinausdröhnen konnte. Er fuhr gemächlich den Südwall entlang und bog dann an der Feuerwache in die Bergstraße ein. Doch selbst die Innenstadt war wie ausgestorben. Weder Autos noch Fußgänger waren unterwegs. Nur vor dem Dönerladen an der Passage stand jemand.

Als Mehmed näher kam, erkannte er Tahsin und Kemal. Das hätte er sich denken können. Die beiden arbeiteten ja dort. Es waren Freunde von Ilhan, am vergangenen Abend waren sie alle zusammen unterwegs gewesen. Mit Sicherheit hatten sie den Wagen erkannt, deswegen sagte er lieber kurz Hallo.

Als er ausstieg, unterbrachen die beiden ihr Gespräch. «Hey, Leute», rief Mehmed und begrüßte die beiden Männer dann mit Wangenküssen, wie es der Respekt erforderte. «*Shoni?*»

«*Bashi. Shoni?*»

«*Bashi.*»

Das kurdische Begrüßungsritual. *Wie geht's? Gut geht's.* Bei Feierlichkeiten, wenn die ganzen Familien zusammenkamen, konnte es sich ewig hinziehen.

«Wieder fit?», fragte Tahsin.

«Klar.»

«Krasse Mucke.» Kemal deutete mit seiner Zigarette auf den Wagen, in dem immer noch die Musik lief. «Was singt der da?»

Mehmed zuckte mit den Achseln. «Keine Ahnung», sagte er grinsend.

«Wo ist Ilhan?», fragte Tahsin.

«Der pennt noch.»

«Das ist doch Ilhans Wagen, oder?»

«Ja, klar, ist aber kein Problem.» Mehmed lachte unsicher.

Tahsin und Kemal sahen ihn skeptisch an. Die beiden hatten den Stress am vergangenen Abend in der Disco hautnah miterlebt und spielten sich gerne wie seine großen Brüder auf. «Was hast du überhaupt vor?», wollte Tahsin wissen.

«Ich musste nur mal raus», antwortete Mehmed ausweichend und schaute sich um. Gegenüber hatte offenbar eine neue Kneipe aufgemacht, die hell erleuchteten Fenster waren die einzigen Lichttupfer in der schmalen Straße. Mehmed

hatte plötzlich den Eindruck, als wäre ihm die ganze Stadt fremd geworden. Er fühlte sich hier nicht mehr wohl. Außerdem war ihm kalt. «Sag mal, wisst ihr, was die ganzen Bullen am Bahnhof wollen?»

«Bullen am Bahnhof?», wiederholte Tahsin und runzelte die Stirn. «Keine Ahnung, davon hab ich nichts gehört.»

«Ich auch nicht», sagte Kemal.

Mehmed rieb seine Hände aneinander. «Na, egal, ich muss dann wieder», sagte er, verabschiedete sich und lief zum Wagen.

«Mach keinen Ärger», rief Tahsin hinter ihm her.

Mehmed stieg in den BMW, fuhr die Bergstraße hinunter und überquerte den Großen Plan. Links und rechts standen noch die mit Lichterketten und Tannenzweigen geschmückten Hütten und Stände des Weihnachtsmarktes. Er ließ die Altstadt hinter sich und fuhr über den Thaerplatz in die Mühlenstraße. Kurz vor der Allerbrücke ging es links zum Schützenplatz.

Das leere Areal, das nur als Parkplatz benutzt wurde, wenn nicht gerade Schützenfest war, schien spiegelglatt zu sein. Es reizte ihn, mit dem BMW über das Eis zu schlittern. Doch Mehmed blieb vernünftig. Mitten auf der Freifläche hielt er an. Keine hundert Meter zur Linken verlief die Hafestraße, an der Laternen standen, auf der aber kaum Verkehr herrschte. Auf der anderen Seite schlängelte sich in der Finsternis die Aller entlang, davor war der Schießstand. Am anderen Ende des Platzes sah man die dunklen Gebäude einer Firma. Auch dort hatte sich Mehmed vergeblich um eine Lehrstelle als Schlosser beworben. Er schüttelte den Kopf. Im Grunde hatte er sowieso keine Lust, den ganzen Tag in einer kalten Halle zu stehen und an einem Metallstück herumzufeilen und sich den Arsch abzufrieren. Im Grunde wollte er nur noch weg von hier.